

Johanna Rolshoven

Übergänge und Zwischenräume

Eine Phänomenologie von Stadtraum und ‚sozialer Bewegung‘

Vom Ort zum Raum

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist zunächst einmal die Schwierigkeit des Stadterforschens. Damit ist zum einen die Komplexität der Erscheinungen gemeint, mit der wir es zu tun haben – wir, die am Statischen hängenden WissenschaftlerInnen auf der Suche nach unseren Feldern – zum anderen aber auch die Empfindung der Unzulänglichkeit der Begriffe in Anbetracht der zu beschreibenden Realität. Das sind, um nur zwei für die ethnologische Stadtforschung wichtige Größen zu nennen, der Ort sowie die Kategorien des Privaten und des Öffentlichen.

Da ich ein Faible fürs Dazwischen habe, fürs *inbetween*, habe ich versucht, diese Dilemmata epistemologisch zu umschiffen. Spezielle Stadträume, die ich als Übergangs- und Zwischenräume bezeichnen möchte, scheinen (jenseits der eben genannten Begriffe) als Räume und als Konzepte ethnologische Stadtforschungserfahrungen verorten (oder beherbergen) zu können.

Der Aufsatz schneidet im folgenden einige Begriffe an, er erläutert anhand ihrer Phänomenologie mein Verständnis des Übergangs- und Zwischenraumes und schließt – ich bin nicht sicher, ob es ein Happy End sein soll – mit einem Stadterforschungsentwurf, in dem die für die Stadt so zentrale Kategorie der Bewegung eine besondere Berücksichtigung erfährt.

Zunächst zu den Begriffen, allen voran dem des Ortes. Seine Hinterfragung drängt sich insbesondere nach der Lektüre von Marc Augés zwischen recht berühmten „Nicht-Orten“, den *Non-Lieux* (Augé 1992) auf. Die Konjunktur dieses Konzeptes, aber auch seine Willfährigkeit, sein Einleuchten machen dagegen stutzig. Deshalb habe ich seine Alltagskarriere im wissenschaftlichen und im nichtwissenschaftlichen Bereich ein wenig mitverfolgt. Kurz nach Erscheinen der deutschen Übersetzung der *Non-Lieux* fiel mir in einer Schweizer Frauenzeitschrift eine Serie auf, in der unter dem Titel „Nicht-Orte in der Schweiz“ eine Reihe von als langweilig, bedeutungslos oder provinziell geltenden Kleinstädten im aufwertenden

Licht präsentiert wurden. Genau das war nicht Augés Absicht: die Rede vom „Nicht-Ort“ ist mit offenen Armen wörtlich genommen worden¹ – und dies nicht nur in ihrer Eigenschaft als ethnologischer Beitrag zur kulturpessimistischen Globalisierungsthese.

Die „Nicht-Orte“ sind, wie das manchen Konzepten scheinbar zufällig widerfährt, zu einem irgendwie dankbar rezipierten Begriff geworden. Dieser weist vielleicht auf eine Denklücke hin, in jedem Fall jedoch auf eine Ungleichzeitigkeit zwischen einer Erscheinung bzw. ihrer Wahrnehmung und einer entsprechenden Bezeichnung. (Man denke an die „soziale Konstruktion der Wirklichkeit“, an die „Erlebnisgesellschaft“ oder jetzt an die „Risikogesellschaft“, denen ähnliches widerfuhr: ihr Name ist Programm.)

Pionierbegriffe, die bei solchen Benennungsdefiziten in Anspruch genommen werden, stellen zwangsläufig voreilige – hypothetische – Konzepte dar. Sie sind daher leichter angreifbar als alteingübte, wie etwa *öffentlich* und *privat*, die schon lange und immer wieder als (Stadt-)Raumbestimmungskategorien herhalten. Auch bei ihrer Verwendung ist mir nicht wohl, da sie eine dichotomische (und meist wohlpassend sich ergänzende) Ordnung postulieren, die keinen Raum fürs Dazwischen, Daneben, das Drunter und Drüber läßt. Dies führt, bei der Interpretation sozialer Situationen, zu konzeptionellen Gefangenschaften, da die dem Öffentlichen und dem Privaten jeweils zugeschriebenen Wertungen und Attribute den Anschein einer natürlichen Ordnung erwecken.² Ulf Hannerz etwa, wenn er den Konflikt des Individuums zwischen Ich und Rollenspiel auf der städtischen Bühne als einem anonymen und entfremdeten Schauplatz beschreibt, setzt die private Sphäre im Gegensatz dazu als nicht entfremdeten, ich-gemäßen Raum (Hannerz 1980:263f.). Das Private, von dem wir heute wissen, daß es der eigentliche Ort der Gewalt in unserer Gesellschaft ist (vgl. Godenzi 1993), ist als das nicht Entfremdete zur Mythologie geworden, zur nicht ausdefinierten idyllischen Reserve, die von ihrer „stummen Sakralisierung“ lebt (Foucault 1990:8). Aufgrund der in

1 In einem Werbemagazin des Buchhandels etwa wird die als „Flughafenethnologie“ betitelte Publikation wie folgt beschrieben: „Mit dem Blick des Ethnologen, der seine eigene Kultur ins Visier nimmt, entschlüsselt Marc Augé „Nicht-Orte“ als Symptome einer Weltkultur, die von der beliebigen Verfügbarkeit der Güter, Ideen und Räume zehrt. Eine Verfügbarkeit, die dazu führt, daß Orte austauschbar werden; und ortlos werden auch die Menschen, die in ihnen einsam konsumieren und ritualisierte Kommunikation abwickeln.“ Bücherpick 33, 6/1998 (CH-Urtenen) – Zur Begriffskritik des „Nicht-Ortes“ vgl. im übrigen Sybille Obrecht (1998).

2 Vgl. u.a. Rogers/Roubin (1970), Hausen (1992:23).

der Geschichte der Stadtforschung stets weiterkolportierten Wertungen halte ich diese Begrifflichkeiten für nicht ungefährlich. Sie sind sogar unmerklich diskriminierend, wenn sie in nun schon fast klassisch-ethnologischer Zuordnung mit sogenannten weiblichen oder männlichen Räumen oder Raumverhalten attribuiert werden – dies in feministischen, wie auch in gar nicht feministischen Arbeiten. In solchen Ansätzen werden beide Räume gegeneinander ausgespielt, nur an den Schwellen, den Orten der Gefahr (vgl. Douglas 1991) sind Überlappungen möglich. Ein alter ethnologischer Hut diesbezüglich ist zum Beispiel die Frau als symbolische Hüterin der Hausschwelle (Bourdieu 1993:483ff.).

Auch deshalb möchte ich den Raumbegriff dem Ortsbegriff vorziehen, da er als Konzept diese Dichotomisierung überwinden kann. Dies hat etwa Maya Nadig in ihrer Definition von Frauenräumen als Kommunikationsräumen veranschaulicht (Nadig 1991). Im Gegensatz zum Ort fehlen dem Raum Stabilität und Eindeutigkeit. Er ist – um den Wortlaut von Michel de Certeau zu verwenden – „ein Geflecht von beweglichen Elementen“, das entsteht, wenn Richtungsvektoren, Geschwindigkeitsgrößen und die Zeit als Variable in Verbindung zueinander gesetzt werden. Er ist folglich ein „Resultat von Aktivitäten, die ihm eine Richtung geben und ihn verzeitlichen“.³

Aus der Perspektive der Menschen, die die Orte im Stadtraum nutzen – und dies ist die (einzig) legitime ethnologische Perspektive – erhalten die Orte ihren Sinn erst durch die Ortsveränderung⁴, durch den Raum zwischen zwei Orten, den Übergang oder den Zwischenraum. Beide Notionen – Übergang und Zwischenraum – scheinen in der Lage, in sinnvoller Weise vom Ortsbegriff ablenken zu können. Während dieser ein mächtiger, ein ideologischer Begriff ist, der vorgibt, das Eigentliche zu bezeichnen, erscheint der Übergang als das Ephemere, als bloße Passage oder Trajet, als das Uneigentliche, das übergangen wird.

Übergangs- und Zwischenräume

Annäherung I: Konnotationen

Ich will also Übergangs- und Zwischenräume zum Eigentlichen erklären, dies zu begründen versuchen und schließlich als konzeptuelle Alternativen zum *Denken des Stadtraumes* zur Diskussion stellen. Zu ihrer Kennzeich-

3 Certeau (1988:218) bzw. (da sich die Übersetzung von Ronald Vouillié hier gerade nicht einfügte) ders.: *L'invention du quotidien*. T. 1: arts de faire. Paris 1980, 173.

4 „Gehen bedeutet, den Ort zu verfehlen.“! (ebd. 197).

nung stütze ich mich zunächst auf vorhandene Konzepte, um die Dicke und Glätte der Eisfläche, auf der ich mich bewege, zu prüfen, aber auch, um über die jeweiligen Konnotationsfelder den Reichtum der Wortbedeutungen erschließen und nutzen zu können.

Der Übergangsbegriff ist in mehreren Disziplinen terminus technicus. Die „Rites de passages“, die Übergangsrituale sind sowohl in der Volkskunde als auch in der Ethnologie ein klassisches Konzept. Es geht auf die spannende und unkonventionelle Forscherpersönlichkeit des Arnold van Gennep zurück (vgl. Belmont 1974), der zwischen 1912 und 1915 (bis zu seiner Expulsion aus der Schweiz) der erste Inhaber eines neu gegründeten Lehrstuhls für Ethnographie an der Universität Neuchâtel war. Van Genneps Idee – er hat eher eine Benennung als eine Begriffsentwicklung vorgenommen⁵ – wurde in der angelsächsischen Sozialanthropologie maßgeblich von Victor Turner (1982, 1987), Barbara Babcock (1979) und Mary Douglas (1991) aufgegriffen und zu dem Konzept der Liminalität weiterentwickelt. Diese Untersuchung von Schwellenphänomenen, an denen sich eine Verkehrung der Ordnung manifestiert, erweist, daß sich hier – im Wechselspiel zwischen „Struktur und Antistruktur“ – das Eigentliche einer Gesellschaft, ihre implizite Ordnung offenbart.

Auch in der Psychoanalyse, um dies nur anzudeuten, ist der Übergangsbegriff terminus technicus. Er geht auf Donald W. Winnicott zurück und spielt eine zentrale Rolle in der Bezeichnung von Erfahrungskategorien in bestimmten Stadien der kindlichen Entwicklung: Übergangsobjekt und Übergangsraum. Der Teddybär etwa ist ein typisches Übergangsobjekt, das dem Kind zu seinen ersten Schritten in die Selbständigkeit, der Ablösung von den engsten Bezugspersonen, verhilft (vgl. Neubaur 1987:72-93). Der Begriff des Übergangs impliziert demnach in zeitlicher und räumlicher Hinsicht grundlegende und existentielle Bedeutungen.

Einer der wenigen, die sich Gedanken um konkrete, um tatsächliche *Übergangsräume* in der Stadt gemacht hat, ist der Gartenarchitekt und Landschaftspfleger Andreas Paul. Seinen räumlichen Bestimmungsversuchen stellt er weiter gefaßte Überlegungen zur Seite, indem er sagt, daß Übergänge überall dort entstehen, wo sich etwas berührt: Aggregatzustände, Gegenstände, Elemente und Phänomene (auch etwa solche sozialer Natur). An den Gedanken des Übergangs läßt sich demnach ganz

⁵ zu der sich gleichwohl wichtige Elemente in seinem Nachlaß befinden. Vgl. N. Belmont: Textes inédits sur le folklore français contemporain d'Arnold van Gennep. Paris 1975 (= Archives d'Ethnologie française no 4)

allgemein der Gedanke der Verbindung und der Kommunikation knüpfen.

Paul bezieht hiermit eine Position, auf der auch seine Überlegungen zu städtebaulichen Veränderungsvorschlägen fußen. Funktionalität und Wirtschaftlichkeit als Grundprinzipien unserer Gesellschaft, so schreibt er, bringen eine Beziehungs- und Zusammenhanglosigkeit mit sich (auch zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen), die als Problem in der Gegenwart zu formulieren sind. Konkret auf Übergänge „in der gebauten Umwelt und im Landschaftsraum“ bezogen, bedeute dies, daß „Bauwerke, Stadtteile und Stadt und Landschaft“ „beziehungslos“ nebeneinander liegen. Dies habe Auswirkungen auf die Menschen, denn in erster Linie ist die Stadt ihr Lebensraum (Paul 1983:Vorwort und 3). Sie stehen im Zentrum seiner Bewertungen und Ortsbestimmungen, womit Paul sich durchaus in der *lignage* der Chicago School of Urban Studies der 20er und 30er Jahre verorten läßt.

Annäherung 2: Bestimmungsmöglichkeiten

Übergänge

Ein Übergang läßt sich als „eine Zone zwischen zwei Bereichen oder Ereignissen“ definieren (Paul 1983:16). Übergangsräume wie zum Beispiel der „Vorplatz, der Windfang und das Foyer eines Gebäudes“ (ebd.:9) unterstützen in räumlich-baulicher Hinsicht eine Veränderung. Mit dem Ortswechsel des sich voranbewegenden Stadtgängers oder der Stadtgängerin kann sich zugleich ein Rollen- oder ein Tätigkeitswechsel vollziehen.

Vor dem Hintergrund seiner ethnologischen (am Symbolischen orientierten) Untersuchungen bezeichnet Pierre Bourdieu die Schwelle als den Ort, an dem „die Ordnung der Dinge umschlägt“ (Bourdieu 1993:206) – eine Betrachtungsweise, die etwa das Phänomen der Schwellenangst als vage Befindlichkeit auf anschauliche Art deutlich macht. Konkret ändert sich hier der Betrachtungsstandort, folglich die Wahrnehmung und das Befinden: es kann wärmer oder kälter, dunkler oder heller und einem selbst wohler oder unwohler werden, wenn man ein Gebäude betritt oder es verläßt, also einen Übergangsraum durchschreitet, wie zum Beispiel die Warmluftschleuse eines städtischen Kaufhauseinganges im Winter.

Übergangsräume erfüllen nicht nur räumliche Bestimmungen, sondern auch eine Reihe Funktionen psycho-sozialer Natur, indem sie etwa Vorbereitungs-, Besinnungs- und Umstellungszeit gewähren (Paul 1983:11). Als Fixpunkte der Wahrnehmung sind Übergänge nicht allein architektoni-

scher oder sichtbarer Natur. Sie wirken auch vom Innen zum Außen, sind Funktion ihrer Wirkung, des Überdenkens, der Reflexion (vgl. Rolshoven 1994). Claude Lévi-Strauss sieht „Übergangsformen“ als „unmittelbare Grundgegebenheiten der sozialen Wirklichkeit“ an (Lévi-Strauss 1949:11). Während unserer Alltagsverrichtungen erleben wir täglich eine Abfolge von Übergangssituationen, bei Begegnungen und Trennungen etwa, die oft eine räumliche Unterstützung finden, wenn sie an Tür oder Tor, am Bahnsteig oder anderen Orten stattfinden.

Zu den individuell-biographischen Übergängen zählen nicht nur die konventionell-normativen, gesellschaftlich kontrollierten Übergangssituationen, wie van Gennep sie beschrieben hat und die mit mehr oder weniger ausgeprägten Ritualen markiert werden, sondern auch solche, denen die Rituale fehlen, den *Passages sans rites*, wie Christine Burckhardt-Seebass (1990) sie für Trennungssituationen skizziert hat.

Das Prekäre existentieller Übergangssituationen schließlich spitzt sich in Lagen und Ereignissen zu, die das Exil oder das Asyl begleiten – das Leben als Provisorium in jeder alltäglichen Hinsicht –, die an existentielle Grenzen reichende Anpassungsleistungen und -notwendigkeiten erforderlich machen. In solchen Fällen gerinnt das Übergangskonzept leicht zur bloßen Metapher für die menschliche Existenz. Am eindeutigsten allerdings ist dies wohl in der Poesie und in Gedichten, in denen „Übergang“ oft für das ganze menschliche Leben steht.

Zwischenräume

Auch das Bedeutungsspektrum des „Zwischenraums“ soll kurz beleuchtet werden. Dem ersten Wortverständnis nach bezeichnet ein „Zwischenraum“ sowohl einen eigenen Raum als auch ein Dazwischen, einen Raum zwischen zwei (oder mehreren) Räumen. Dann wäre er nur eine unwesentliche räumliche Ausdehnung zwischen zwei eigentlichen Räumen. Oft ist er gleichzeitig ein Übergangsraum. In ihrer Ähnlichkeit differenzieren und nuancieren sich die beiden Begriffe gegenseitig, und können sich dadurch anreichern. Der Flüchtigkeit des Übergangsraumes kann die statische, immobile Dimension des Zwischenraums – als Nische des Unbemerkten? – entgegengesetzt werden: etwa im Bild der Brücke, die selbst Passage par excellence ist, aber unter sich, im Unterbrückenraum, Nischen beherbergt, zum Beispiel Wohnung für Obdachlose ist.

Die Wortbedeutung legt nahe, daß der Zwischenraum ein kleiner überschaubarer Raum ist, vielleicht sogar ein Raum ohne Geltung. Andreas Paul betont, daß er bewußt nicht den Begriff des Zwischenraumes anstelle

von Übergang gewählt habe, „da nicht die Vorstellung entstehen soll, daß es nur um Räume geht, die irgendwo dazwischen liegen“ (Paul 1983:9). An dieser Formulierung zeigt sich, wie schnell positive oder negative Zuschreibungen an den Räumen hängenbleiben.

Eine positive Bedeutungsvariante findet sich bei dem Raumphilosophen Otto Friedrich Bollnow, der den Zwischenraum als Freiraum oder Spielraum bezeichnet. Für ihn sind Enge und Weite „die ursprünglichsten Bestimmungen“ des Raumes (Bollnow 1990:32f.). Raum beinhaltet zugleich etwas Beengendes wie etwas Eröffnendes: seine Ausdehnung. Günstigstenfalls ist er „der ‚Spielraum‘ einer Bewegung, der ‚Zwischenraum‘ zwischen den Dingen, der ‚freie Raum‘ um einen Menschen herum.“ (ebd.:32)

Die Metapher des Zwischenraumes (auch der Nische) findet sich im übrigen auffallend häufig im Zusammenhang mit der Beschreibung oder der Charakterisierung von Frauenkultur, die sich ‚im Verborgenen‘ oder unbemerkt entfalte. Solche Zuschreibungen sind aufschlußreich in bezug auf Raumhierarchien, da sie darauf hinweisen, daß es auch ‚Haupträume‘ (so etwas wie Plenarsäle) gibt, die den Zwischenräumen übergeordnet sind. Elisabeth Wilson schreibt in ihrer Stadtanthropologie:

„For although women, along with minorities, children, the poor, are still not full citizens in the sense that they have never been granted full and free access to the streets, industrial life still drew them into public life, and they have survived and flourished in the interstices of the city, negotiating the contradictions of the city in their own particular way.“ (Wilson 1991:8)

Die Behauptung, daß die Zwischenräume den Frauen sozusagen zum Ureigensten geworden seien, ist eine weitere Mythe, deren angemessene Untersuchung noch weitgehend aussteht.

Phänomenologie der Übergangsräume

Um im folgenden konkrete Vorstellungen zu evozieren, seien auf unterschiedlichen Ebenen einige Beispiele städtischer Übergangsräume genannt, allen voran die Straße. Sie dient „dem Verkehr, das heißt dem Wechsel von einem Ort zum andern.“ In dieser Funktion übt sie „Gewalt“ auf den sich bewegenden Menschen aus, sie mahnt zu Hast und Eile, „treibt ihn beständig vorwärts“. Da man sein Bewegungstempo nach anderen richten muß, schreibt Bollnow (1990:106), kann man sich dem Sog der Bewegung nur schwer entziehen.

Einige typische Übergangsräume sind unangenehme Orte, auch solche, die mit Gefahr assoziiert werden – aber das kommt auf den Betrachtungsstandpunkt an, wie sich noch zeigen wird. Unter- und Überführungen sind hier zu nennen, Fußgängerübergänge, Tunnels oder Passagen. Kurioserweise legt eine Beschäftigung mit den historischen Passagebauten nahe, sie als Übergangsraum zum städtischen Ort schlechthin zu erklären (gerade weil sie bis zum Zweiten Weltkrieg mythische Orte in den europäischen Großstädten waren).⁶

Auch Zahnradbahnen, Straßenbahnen (vgl. Rolshoven 1998), Untergrund- und Eisenbahnen, Flugzeuge, Fähren, Aufzüge oder Rolltreppen sind städtische Übergangsräume: Sie sind Hilfsinstrumente, „technische Prothesen“, wie Paul Virilio (1978:37) sagt, die als Bewegungsregulans der Beschleunigung oder dem Abbremsen der Aktivitäten des Körpers in der Stadt dienen.

Ein Bestimmungsmerkmal von Übergangsräumen ist, daß sie Umschlagplätze von Menschen sein können. Hier begegnen uns Passanten zwischen Innehalten und Bewegung: was die Straßenbahnhaltestelle oder die Hotelhalle im kleinen, ist der Bahnhof oder Flughafen im großen. Nicht alle solche Übergangsräume haben einen harmlosen Anschein, vor allem dann, wenn sie für den Übergang auf Dauer angelegt sind, wie die Menschenzwischenlager für die Unerwünschten, die „Durchgangslager“, „Auffanglager“, „Asylantenheime“. In einem solchen erweiterten Verständnis ist auch die Peripherie ein Übergangsraum, die Zigeunersiedlungen vor der Stadt, die Slums, Vorstädte mit hohen Fluktuationsraten – allesamt provisorische Behausungen, wie ja im Grunde ein jedes Mietverhältnis, das auf einen endlichen Zeithorizont hin definiert ist.

Doch zurück zu den kleineren Übergangsräumen des Alltags: In den Häusern und um sie herum sind es die Treppenhäuser, Stiegen, die Vorgärten und Innenhöfe. Hier sind vielleicht die für die menschliche Alltagskommunikation wichtigsten Schwellenräume angesiedelt: Eingänge, Einfahrten, Türen und Tore, die „das Kommen und Gehen umrahmen“ (van Eyck 1959 zitiert nach Paul 1983:11).

Kommunikationsräume sind auch Freiräume. In Ansätzen vorhandene linguistische und ethnologische Konzepte zu Schwellengesprächen ließen sich auf der Grundlage stadttethnologischer Empirie fruchtbar weiterentwickeln. Oft sind sie die eigentlichen Gespräche; das Wichtige läßt sich im Schutz des Unverbindlichen leichter sagen: im Gang, am Kopierer, in

6 Vgl. hierzu Benjamin (1989:1041-1059), Kracauer (1977:326-332), Geist (1969), Schaper (1988)

der Kantinenschlange, an der Ladentheke, beim Aufbruch im Flur nach einer Abendeinladung, wenn man eigentlich gehen will. Gerade die Flüchtigkeit solcher Kommunikation wird von vielen geschätzt: der phatische Charakter der Schwellengespräche, die scheinbar unbedeutende Rede um der Rede willen mit Bezug auf den unmittelbaren situativen Kontext (über das Wetter, die Zugverspätung ... auf der Treppe, in der Straßenbahn, an der Haltestelle, im Wartezimmer oder auf einer Tagung ... – wann immer sich Menschen begegnen). In seiner Arbeit über die Kneipe als städtisches Sozietop hat Ueli Gyr die „relative Belanglosigkeit der Gesprächsgegenstände“ an diesem Ort als eine in hohem Maße Partizipation ermöglichende Kommunikationsform, als demokratische Strategie herausgearbeitet (Gyr 1994:114).

In den Wohnungen oder Büros sind es die Flure, die Vorzimmer, die Wartezimmer. In welcher Weise sollen sie auf den eigentlichen Raum vorbereiten? Welche Funktionen erfüllen sie? Wartezimmer werden häufig von speziellen RaumhüterInnen (WächterInnen) verwaltet, wie Arzthelferinnen, Rezeptionsdamen und -herren, ähnlich den Hausmeistern oder Concièrgen, die in ihren Logen thronen und wachen... Ihre Position ist in der Regel mächtig, die geschlechtsspezifische Zuordnung eindeutig. Ihre Macht beruht auf zweierlei Wissen, denn sie sind MittlerInnen zwischen dem privaten Anliegen und seiner institutionalisierten Erfüllung.

Zwischen Drinnen und Draußen sind Wintergärten und Balkone die Übergangsräume. Sie sind „Sitz-, Ruhe-, Abstellplatz, Spielraum“ (Paul 1983:165). Sommerliche Balkonspionagen, vor allem in Hinterhausbereichen, erlauben soziale, kulturelle, geschlechts- und generationenspezifische Aufschlüsse über eine Kultur. Auf diesen Plattformen präsentiert sich uns ein Stück Alltag, ein Stück Naturverständnis, verschiedene Begriffe von Ästhetik und Pragmatik.

Die knapp angeschnittenen Beispiele verdeutlichen, daß solche Bereiche nicht allein phänomenologisch (d.h. ‚voraussetzungslos‘, um sie überhaupt bemerken zu können) anzugehen sind, sondern funktionalistisch bzw. hypothetisch betrachtet werden müssen. Sonst fehlte das Wesentliche: der Standpunkt, die Sicht der RaumnutzerInnen.

7 Vgl. z. B. die Publikationen der FOPA e.V.: FREI • RÄUME. Streitschrift der feministischen Organisationen um Planerinnen und Architektinnen. FOPA e.V. Berlin, Dortmund.

Angsträume

Feministisch arbeitende Stadtplanerinnen und Architektinnen sehen die gebaute Umwelt, also Stadt und den sogenannten öffentlichen Raum, als ein Abbild unserer Gesellschaft, ein Reflex der Machtverhältnisse.⁷ Die „Wohlfühl“- und Zweckmäßigkeitkriterien, die die Bebauungen des Stadtraumes leiten, sind keine von Frauen erdachten. Das mag jedem einleuchten, der einmal versucht hat, sich mit Kinderwagen und Kind durch die Stadt zu bewegen, Einkäufe zu erledigen und dabei mit beiden Frachten auch noch ein öffentliches Verkehrsmittel benutzen zu müssen. Die so betrachtete Stadt ist ein idealer Hürdenplatz für Hindernisrennen und die eben aufgezählten Tätigkeiten für Raumplaner unbekannte Größen.

Aus Frauenperspektive genau besehen ist die Stadt nicht nur voller Hindernisse, sondern auch voller Angsträume. Ecken, Nischen, Unterführungen, Überführungen, Passagen und Durchgänge erscheinen dunkel und bedrohlich. Eine ganze Reihe räumlicher Realitäten ist hier zu identifizieren, wie die harmlos widerlichen Pissecken, die zum Teil mit durchaus bemühten Kulturinitiativen von PrimarschülerInnen mit rührend bunten Märchenwelten bemalt werden. Die Diskrepanz zwischen olfaktorischem und visuellem Eindruck im Betrachten solcher „Transit-Bilder“ (de Certeau 1988:196) beim Durchqueren von Fußgängerunterführungen ist häufig von einer bemerkenswerten Eindringlichkeit. Daneben gibt es auch die sprachlosen oder durch Graffiti beredt gemachten Tatorte, schlecht beleuchtete und wenig frequentierte Treppen etwa, an deren Wänden manchmal zu lesen ist, welche Frau an welchem Tag hier vergewaltigt oder sogar getötet worden ist.

Wenn solche Angsträume in der Regel ziemlich menschenleer sind, dann sind sie doppelt frauenleer. Denn Bedrohungserfahrungen und Bedrohungsdiskurs führen zu Vermeidungsstrategien der Frauen in bezug auf solche Orte, vielfach ungeachtet von tatsächlich bestehenden Gefahren – aber wer kann es genau wissen? (Rolshoven 1994) Vermeidung als defensive Strategie wiederum konsolidiert den hier im negativen Sinn gemeinten Übergangscharakter vieler städtischer Räume – eine Verdoppelung des Angstraumes – gerade für Frauen; ihr Aufenthalt hier ist immer zielgerichtet, nur Transit und daher reale Einschränkung der Bewegungsfreiheit.

Freiräume

Aus einer anderen Benutzerperspektive kann dagegen derselbe Raum zum Freiraum werden, in dem man im Schutz des Unverbindlichen agieren

kann. So sind bestimmte Zwischen- und Übergangsräume wichtige Sozialisationsräume für Heranwachsende: zum Rumtollen, zum „Rumlümmeln“, wie man zu uns damals gesagt hat. Zum Explorieren, Erkunden, Abenteuern sind Freiräume notwendig, die sich dem Zugriff der Erwachsenen entziehen. „Hinterhöfe, Gänge, Gärten, unbebautes Land“ nennen hier Burckhardt-Seebass und Roland Inauen im Rahmen der Darstellung von Ergebnissen einer studentischen Feldforschung in Basel, aber auch Warenhäuser: Dort fällt man weniger auf, fühlt sich „in der Anonymität geborgen, (dabei) gleichzeitig vielfältigen stimulierenden Reizen ausgesetzt“ (Burckardt-Seebass/Inauen 1992:158).

In der Stadt, das zeigt die Basler Studie, sind die Freiflächen in der Regel übernutzt (ebd.:159). Es sind zu wenige und sie sind zu klein, um „ein unbeschwertes Nebeneinander von Generationen und Kulturen zu ermöglichen“ (ebd.:158). Virilio (1978:37f.) als unkonventioneller und brüskierender Mitschreiber am Stadtdiskurs der Gegenwart spricht von einer insgesamt Beschleunigung der „Verknappung von Zwischenräumen im Gewebe der Stadt wie im Innern der Gebäude: Schmälere der Bürgersteige, der Wohnungen, der Zimmerhöhe ... Ganz zu schweigen von sich ständig mehrenden Verboten, die den Städter betreffen und ganz legal seine ihm noch verbliebene Bewegungsfreiheit einfrieren“. De Certeau (1988:235) illustriert diesen Befund seinerseits mit einem Gedicht von Christian Morgenstern (aus den Galgenliedern):

Der Lattenzaun

*Es war einmal ein Lattenzaun
mit Zwischenraum, hindurchzuschauen.
Ein Architekt, der dieses sah,
stand eines Abends plötzlich da –
und nahm den Zwischenraum heraus
und baute draus ein großes Haus.
Ein Anblick gräßlich und gemein.
Dum zog ihn der Senat auch ein.
Der Architekt jedoch entfloh
nach Afri- od- Ameriko.*

„Soziale Bewegung“

Im ethnologischen Blick auf den Menschen lassen sich Übergänge am ehesten über die Bewegung fassen. Freiräume sind immer Bewegungs-

freiräume im übertragenen wie im konkreten Sinn. Die Bewegung ist nicht nur die zentrale Orientierungsgröße der städtischen Raumwahrnehmung und -bestimmung, sie ist auch – als Imperativ – die Ideologie der Stadt, die Aufenthaltsberechtigung der Menschen in der Stadt.

Wer keinen Bewegungsgrund hat, zieht einen negativen Verhaltensverdacht auf sich: der schlendernde Mann (in der nördlichen Stadt...) könnte arbeitslos sein⁸; die schlendernde oder stehende Frau prostituiert sich. Der Normalbürger und vor allem die Bürgerin haben zügig ihren Besorgungen nachzugehen. Das ist die Stadt. Colette Pétonnet unterstreicht, daß es gerade das Problem der Vorstadt ist, daß hier die ‚normalisierenden‘ und einen Aufenthaltsgrund im Draußen legitimierenden Bewegungen fehlen. Hier wohnt man ‚nur‘, seinen Besorgungen geht man in der Kernstadt nach (Pétonnet 1987:257).

Bollnows auf den Menschen bezogene funktionale Raumbestimmung unterstützt diesen Gedanken. Er spricht von einem Gerichtetsein von Räumen. „Vorn ist für den Menschen die Richtung, der er sich mit seiner Tätigkeit zuwendet. [...] Aus dieser Tätigkeit erst erhält der umgebende Raum seine bestimmte Ausrichtung, und in dieser sind dann die Richtungen nach vorn, zur Seite und nach hinten begründet.“ Für ihn zählt der Übergangscharakter zu den zentralen räumlichen Bestimmungsmerkmalen. Wenn man „auf einen räumlich gegebenen Zielpunkt zugeht“, dann wendet man „sich nicht nur mit seiner Aufmerksamkeit von einem festen Standort aus seiner Aufgabe zu, sondern sucht sein Ziel durch eine Eigenbewegung im Raum selber zu erreichen. Im Gehen – oder Fahren usw. – auf einem Weg in der Richtung auf ein zu erreichendes Ziel bekommt der Gegensatz von vorn und hinten seinen ganz bestimmten, nicht umkehrbaren Sinn, wie er bestimmt ist durch den Richtungssinn des Weges. In diesen einfachen Gegensatz von vorn und hinten ist die Bewegung des Gehens eingespannt.“ (Bollnow 1990:51) Mit dieser Charakterisierung einer alltäglichen Körpertechnik in unserer Kultur, nämlich dem imperativen Charakter des Gehens, liefert uns Bollnow eine prägnante Metapher für unsere Kultur und ihr ‚Gerichtetsein‘. Die gehenden Menschen selbst sind bei ihm nicht bewegte Menge oder „Masse“ (wie dies im Gros der stadtethnologischen Literatur der Fall ist), sondern sie sind das Aktive, das Bewegende. Eine solche Auffassung steht im Gegensatz zu den sogenannten stadtökologischen Konzepten und auch zu den stadtplanerischen in der Gegenwart, in denen die Stadtbewohner lediglich als potentielle

⁸ Vgl. hierzu auch das Kapitel „Die Zeit“ in Marie Jahoda et al.: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt a. M. 1975 [1933], 83-92

Nutzer des vorkonzipierten Raumes auftreten, als Planungsgrößen (Frauen in der Regel ausgenommen).

Ausgangspunkt der ethnologischen Analyse ist dagegen der Mensch und seine Belange, das Individuum, das Ich in seiner Selbstwahrnehmung und im Rollenspiel auf der städtischen „Bühne“ (Hannerz 1980:277-300). Es erfährt sich in Kommunikationssituationen, entwickelt sich im Austausch, ist folglich immer ‚Ergebnis‘ eines sozialen Erfahrungsprozesses und daher nichts Statisches (ebd.:278). Auf die Unvorhersehbarkeit der Raumnutzungsweisen von StadtbewohnerInnen ist schon früh hingewiesen worden – de Certeau hat sie als „resistent, listig und hartnäckig“ bezeichnet (de Certeau 1988:187).

Die Bewegung der Menschen in der Stadt wurde in der Stadtforschung bislang vornehmlich in Begriffen der Flüchtigkeit beschrieben. Die „Beschleunigung der Erlebniszeitmaße“, heißt es etwa bei Willy Hellpach, beeinflusse das kulturelle Verhalten des Stadtmenschen. Der rasche Wandel von Eindrücken sei eine Folge des raschen Umschlags von Kulturgütern (vgl. Bausinger 1986:95). Hieraus ergebe sich wiederum die Flüchtigkeit (im Sinne von Oberflächlichkeit) der menschlichen Beziehungen in der Stadt (ebd.:96).

In dieser Negativwertung zählt die Flüchtigkeit als die sich entziehende Bewegung immer noch und durchgängig zu den dominanten Stadtdiskurs-elementen; als solche erfährt sie kaum eine Differenzierung (außer etwa bei Pétonnet 1987:249). Die Flüchtigkeit, die den Raum als Übergang oder als Nische konstituiert, kann dagegen zugleich in ihren positiven Möglichkeiten für die einzelnen (die nicht zuletzt Kommunikationsmöglichkeiten sind) gesehen werden.

Die Alltagsbewegungen der Menschen in der Stadt – in ihrer Eigenschaft als soziale und Geschlechtswesen – markieren und prägen nicht nur ihre Beziehung zum Stadtraum; in ihrer „unauffälligen Kreativität“ schaffen sie erst den Raum (de Certeau 1988:186 u.188). Sie sind Ausdruck der täglich gelebten Zeit sowie der vielfältigen, durch das individuelle Rollenspiel möglichen Verhaltens- und Seinsdimensionen. Allein das macht die Bewegung im Raum – im Gegensatz zum Ort – zum Eigentlichen, denn sie bezeichnet und bedeutet, wie der Pionier in der Erkundung der städtischen Raumrhetorik, Jean-François Augoyard, es formuliert, die expressive und rhetorische Seite des Alltags (Augoyard 1979:10).

Freilich ist es ebenso die räumliche Disposition der Stadttagglomeration, die diese Bewegung im einzelnen determiniert. Aber das ist ja ihre Absicht, ist Ideologie: Straßen werden für den Automobilverkehr (vielleicht

buchstäblich am Rande noch für den Radverkehr) konzipiert und nicht zum Skaten; Denkmäler werden zur Betrachtung errichtet und nicht zum Klettern für Kinder; Kinderspielplätze wiederum reizen auch Hunde oder Jugendliche, die es in der Stadt nicht leicht haben, einen Raum mit Aufenthaltsberechtigung zu finden. Jeder Ort ist zugleich ein Möglichkeitsraum, und oft besteht seine Anziehungskraft gerade darin, daß man sich an der Grenze zum Unerlaubten bewegt. Die sich meist ergebenden Nutzungskonflikte haben Raumreglementierungen zur Folge, die sich beispielsweise in (aufgrund der ungelassenen, realitätsfernen Amtssprache) bisweilen lustigen, allerdings eher traurig stimmenden Hinweistafeln äußern: „Kinder spielen verboten“.

Die Bewegung im Stadtraum erweist sich als konfliktträchtige Praxis, die zur harmonisierenden Funktionalität und Ästhetik des Gebauten im Widerspruch steht oder sie sogar untergräbt (Augoyard 1979:166). Die individuellen Schritte erscheinen wie Improvisationen der buchstäblichen, von der Stadtplanung normativ vorgegebenen Bedeutung einer Stadt (de Certeau 1988:190, 194). Das in der ethnologischen Stadtextploration beobachtbare Wechselspiel zwischen Nutzungsvorgabe, Nutzungsspielraum und tatsächlicher ‚subversiver‘ Nutzung läßt sich mit den vorgestellten Raumkonzepten theoretisch fassen. Übergangsräume offenbaren, in welcher Weise die ‚soziale‘ Bewegung der Menschen die Intentionen der „figura urbis“ als Bedeutungs- und Ideologieträger konterkarieren, unterlaufen oder auch konform mit ihr gehen. Die Stadt in solcherart bewegten Übergangsräumen zu denken, ermöglicht es somit, sie zugleich als Erfahrung, als Umgebung, als Konzept und Diskurs zu betrachten und zu analysieren⁸.

Literatur

- Augé, Marc (1992) *Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité*. Paris [dtsh. 1994]
- Augoyard, Jean-François (1979) *Pas à pas. Essai sur le cheminement quotidien en ville*. Paris
- Babcock, Barbara A. (ed.) (1979) *The Reversible World. Symbolic Action in Art and Society*. London
- Bausinger, Hermann (1986) *Volkskultur in der technischen Welt*. Frankfurt a. M. [1961]¹
- Belmont, Nicole (1974) *Arnold van Gennep*. Paris

⁹ Vgl. als gelungenes Beispiel einer entsprechend komplexen Analyse den Beitrag von Kathrin Wildner in diesem Band.

- Benjamin, Walter (1989) *Passagen. Frühe Entwürfe. Gesammelte Schriften V, 2*. Frankfurt a. M. [1927-1940]¹
- Bollnow, Otto Friedrich (1990) *Mensch und Raum*. Stuttgart [1963]¹
- Bourdieu, Pierre (1993) *Sozialer Sinn*. Frankfurt a. M. [1980]¹
- Burckhardt-Seebass, Christine (1990) Lücken in den Ritualen des Lebenslaufs. Vorläufige Gedanken zu den ‚passages sans rites‘. *Ethnologia Europaea* XX, 2: 141-150
- Burckhardt-Seebass, Christine/Inauen, Roland (1992) *Kindsein und Altwerden in Kleinbasel*. In: Brigitte Meles, Beat von Wartburg (Hg.) *Leben in Kleinbasel: 1392-1892-1992*. Basel: 156-165
- Certeau, Michel de (1988) *Kunst des Handelns*. Berlin
- Douglas, Mary (1991) *Purity and Danger. The Analysis of the Concepts of Pollution and Taboo*. London, New York [1966]¹
- Foucault Michel (1990) *Andere Räume*. *Zeitmitschrift* 1: 5-15
- Geist, Johann Friedrich (1969) *Passagen – Ein Bautyp des 19. Jahrhunderts*. München
- Gennep, Arnold van (1986) *Übergangsrituale*. Frankfurt a. M. [1909]¹
- Godenzi, Alberto (1993) *Gewalt im sozialen Nahraum*. Basel, Frankfurt a. M.
- Gyr, Ueli (1994) *Kneipen als städtische Soziotope*. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XLV 2: 97-116
- Hannerz, Ulf (1980) *Exploring the City – Inquiries towards an urban anthropology*. New York
- Hausen, Karin (1992) *Frauenräume*. In: Hausen, Karin/Heide Wunder (Hg.) *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*. Frankfurt a. M.: 21-24
- Kracauer, Siegfried (1977) *Abschied von der Lindenpassage*. In: Kracauer, Siegfried. *Das Ornament der Masse*. Frankfurt a. M. [1963]¹
- Lévi-Strauss, Claude (1949) *Les structures élémentaires de la parenté*. Paris
- Nadig, Maya (1991) *Frauenräume – Formen gelebter Frauenkultur. Einige Ergebnisse aus einer ethnopschoanalytischen Untersuchung in der eigenen Kultur*. In: Blum, Eva Maria et. al. (Hg.) *Herrschaft, Anpassung, Widerstand*. Frankfurt a. M.: 36-57
- Neubaur, Caroline (1987) *Übergänge. Spiel und Realität in der Psychoanalyse* Donald W. Winnicotts. Frankfurt a. M.
- Obrecht, Sybille (1998) *Protokoll einer Inselexpedition oder: Wie ortlos ist eine Autobahnraststätte?* In: Hengartner, Thomas/Rolshoven, Johanna (Hg.) *Technik-Kultur*. Zürich
- Paul, Andreas (1983) *Übergänge. Funktionale, ästhetische, symbolische und soziale Bedeutung des Überganges in der gebauten Umwelt*. Hamburg
- Pétonnet, Colette (1987) *Variations sur le bruit sourd d'un mouvement continu*. In: Jacques Gutwirth/Pétonnet, Colette (Hg.) *Chemins de la ville*. Paris: 247-261
- Rogers, Susan Carol/Roubin, Lucienne (1970) *Espace masculin, espace féminin en communauté provençale*. *Annales E.S.C.* 3-4: 537-560

- Rolshoven, Johanna (1994) „Florentiner Rosinen“. Impressionen einer Wahrnehmungsübung. In: Justin Winkler (Hg.) Firenze. Quartiere Quattro. Eine Stadtbegehung, 4 (Ms. Basel)
- (1994) „Der Revolver meiner Großmutter“ Von wehrhaften Frauen und von der Angst in der Kultur. In: Rolf W. Brednich, Walter Hartinger (Hg.) Gewalt in der Kultur. Bd. 2. Passau: 559-581
- (1998) Die Straßenbahn als technischer und sozialer Raum. In: Hengartner, Thomas/Rolshoven, Johanna (Hg.) Technik – Kultur. Zürich
- Schaper, Rainer Michael (1988) Der gläserne Himmel. Die Passagen des 19. Jahrhunderts als Sujet der Literatur. Frankfurt a. M.
- Turner, Victor (1982) From Ritual to Theatre. The Human Seriousness of Play. New York
- (1987) The Anthropology of Performance. New York
- Virilio, Paul (1978) Fahren, fahren, fahren... Berlin
- Wilson, Elisabeth (1991) The Sphinx in the City. Urban Life, the Control of Disorder, and Women. Berkeley, Oxford

Diskussion

Nach der begrifflichen Abgrenzung zu Konzepten von Ort, Bewegung und Grenze wandte sich die Diskussion Fragen des wissenschaftlichen Umgangs mit dem Thema Zwischenraum zu: Aspekte der Planbarkeit, der räumlichen Qualität, der Reichweite und besonders dem Problem der Festschreibung einer Zwischengröße als wissenschaftliche Kategorie.

Elisabeth Katschnig-Fasch

Wohnen und Wohnkultur im Wandel

Wohnen ist als „privates“ Dasein erste Dimension kultureller Produktion. Es meint zwar das Gewöhnliche und den persönlichen Alltag, tatsächlich läßt es aber klar die gesellschaftlichen Bedingungen in ihrem nicht trennbaren Zusammenwirken erkennen. Als Materialisation der persönlichen Darstellung und Inszenierung innerhalb der soziokulturellen Umwelt ist Wohnen gleichzeitig Teil eines Gesamtsystems, und als solches ermöglicht es wiederum materiell und ideell übergreifende kulturelle und soziale Strukturen. Aktive und passive Wirklichkeitsaneignung, so könnte man Wohnen bezeichnen, die nur „als Schnittpunkt von Tradition und Innovation, Integration und Segregation zu verstehen und in mikrostruktureller Heterogenität und makrostruktureller Homogenität zu meistern ist“ (Thurn 1980:38ff). Gerade die feinen Unterschiede des Wohnens sind es, die innerhalb der groben sozialen Unterschiede die ganze kulturelle Dynamik erkennen lassen. Hier manifestiert sich der gesellschaftlich-kulturelle Wandel, seine Ideologie, seine Machtstrukturen, die soziale und die geschlechtsspezifische Macht – quasi in seiner innersten Bastion. Hier demaskiert sich auch die Grenzziehung zwischen privat und öffentlich in ihrer ganzen Fragwürdigkeit und Ambivalenz. Wohnen als Schutz ist gleichermaßen Einschränkung und Schranke, produziert Stärke und Schwäche, schafft Geborgenheit ebenso wie Gewalt. Zwar verspricht sich hier Entfaltung zum selbstbestimmten Selbst, doch in der Gleichsetzung Wohnen mit Familie mußten jegliche Versuche, den ideologisierten und intimisierten Raum des Wohnens tatsächlich zugunsten einer emanzipierten Freiheit des Einzelnen zu sprengen, fehlschlagen: Zur Kleinfamilie eingeschrumpft, während das Öffentliche im Gegenzug intimisiert und privatisiert wurde (Habermas 1990:194).¹ Als Ergebnis eines langen Fil-

¹ Barbara Holland-Cunz stellt die komplexen Überlegungen von Jürgen Habermas zu den Verschiebungsprozessen der Öffentlichkeit (und der Privatheit) den oft allzu platt polarisierten Raumteilungskonzepten privat (weiblich) – öffentlich (männlich) mancher feministischer Theorie entgegen, weil nur so der unabdingbare Zusammenhang zwischen Raum und Zeit transparent werde (Holland-Cunz 1993:40).